

## Das politische Ideal des nächsten Jahrhunderts.

*Im Zukunft. 1. Juni 1897*

Der Redakteur eines philosophischen pariser Blättchens, „La Coopération des Idées“, kam auf den Einfall, auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege einer „Umfrage“ sich unbezahlte Artikel zu verschaffen über „das Ideal der Zukunft“. Quel sera l'idéal de demain? lautete die Frage, — und es regnete Antworten von allen Seiten. Die Frage ist nicht ohne Interesse; nur hätte die Redaktion auch andeuten sollen, um welches Gebiet es sich ihr handelt. Denn es giebt kein Ideal an und für sich; kein Mensch hat ein Ideal „für Alles“, sondern viele Ideale; jedes Gebiet menschlichen Lebens, jeder Gegenstand, der ein menschliches Bedürfnis befriedigt, kann idealisiert werden und wird in der begehrenden Seele idealisiert. Wir haben ein Ideal einer angenehmeren und schnelleren Fortbewegung, als es uns Droschke, Pferdebahn, Eisenbahn, Dampfschiff, Fahrrad u. s. w. bieten. Man könnte sagen, das lenkbare Luftschiff, komfortabel eingerichtet, ist hier unser Ideal; oder vielleicht der billige, bequeme und schnelle Motorwagen. Und hat nicht jeder Reporter ein Ideal einer bequemen und raschen Schreibmaschine, die womöglich in vielen Exemplaren gleichzeitig schreibt?

Oder bin ich im Irrthum, darf man vielleicht auf diesen praktischen Gebieten gar nicht von Idealen reden? Darf man dies schöne, an den göttlichen Plato erinnernde Wort nur auf Poesie und Kunst beziehen? Darf nur vollendete Schönheit diese Bezeichnung in Anspruch nehmen? Dann wäre die in Paris gestellte Frage schwer zu beantworten. Denn wenn auch in „ewiger Schöne“ das Ideal der Antike die civilisierte Menschheit zu beherrschen scheint und Venus und Apollo, von griechischer Meisterhand geschaffen, ihren Reiz nie verlieren werden, so wissen wir doch, daß auch auf dem Gebiete der Kunst der Geschmack in Völkern und Zeiten wechselt und daß die Gunst des „Publikums“ heute sich Gözen schafft, die es morgen in den Staub tritt. Wenn hier Gesetze herrschen, Gesetze der Wandlung des Geschmacks, so sind sie gewiß sehr schwer zu entdecken und zu formuliren. Was dem zwanzigsten Jahrhundert gefallen wird, — wer könnte Das heute auch nur ahnen?

Aber es giebt ein Gebiet, wo die Wandlung der Ideale keine so unregelmäßige und keine so unberechenbare ist wie auf dem Gebiete der Kunst. Ich meine das <sup>trüger</sup> Gebiet der Politik. Denn hier folgt offenbar das Ideal wie ein stets <sup>trüger</sup> untrennbarer Satellit seinem Hauptplaneten, der wirklichen Gestaltung der sozialen Organisationen, und empfängt von ihm Licht und Schatten. Nur sind diese Gestaltungen, die Entwicklung der Staaten, keinem Zufall unterworfen; sie vollziehen sich nach festen Gesetzen und Regeln, sind daher auch einer Berechnung zugänglich und eben so läßt sich

auch die Bahn ihrer Satelliten, der politischer Ideale, wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit berechnen. Das Verhältniß aber des politischen Ideals zur politischen Wirklichkeit ist immer das des spezifischen Gegensatzes. Wenn in einer Republik Bürgerkrieg wüthet und alle Bande der Ordnung sich lösen, dann entsteht im Geiste der denkenden und vernünftigen Staatsbürger unwillkürlich das Ideal einer Diktatur, dann ringt aus verzweifelter Brust der Ruf sich los: Ave Caesar! Vive l'Empereur! Die traurige Wirklichkeit hat ihren Gegensatz als das politische Ideal erzeugt. Wenn ein despotisches Jarenthum seine Herrschaft auf Galgen und Bajonnette stützt, mit der Knute verwalket, weder Heimath- noch Vaterlandsgefühle achtet, sibirische Bergwerke mit opfermuthigen Helden bevölkert, dann entsteht in Hunderten und Tausenden verzweifelter Seelen das eine Ideal, diese ganze barbarische Wirtschaft mit Allem, was drum und dran hängt, auf jede Weise, durch jedes Mittel zu stürzen; das politische Ideal heißt dann Nihilismus. Wenn ein stolzer Machthaber, der öffentlichen Meinung eines „konstitutionellen Rechtsstaates“ Trotz bietend, seinen Willen über den der Vertreter der Nation setzt, dann sinkt der Glaube an den Werth von Gesetz und Verfassung, dann schwindet jedes Vertrauen in festgeglaubte Satzungen, dann verliert die Rechtsordnung ihre Bedeutung, dann erscheint Gesetz- und Rechtslosigkeit in ihrer ungeschminkten Gestalt als das politische Ideal und dem Ruf eines verspäteten Caesaren: Quod principi placuit, pro lege habetur! schallt aus jugendlichen Kehlen der Ruf entgegen: Hoch die Anarchie! Oder erinnern wir uns daran, wie ein in der Schule der „Aufklärung“ aufgewachsener Monarch, Kaiser Joseph II., der den Grundsätzen des Rationalismus huldigte, eines Tages beschloß, aus Oesterreich einen deutschen Staat zu machen, und für alle Völker Oesterreichs die deutsche Sprache als die alleinige Amts-, Gerichts- und Schulsprache dekretirte. Was war die Folge dieser Maßregel? In allen nichtdeutschen Stämmen Oesterreichs tauchte damals ein Ideal auf, das bis dahin unbekannt war: die Nationalität-Idee; nationale Sprache und Sitte und Eigenthümlichkeit waren plötzlich Gegenstand liebevollster Pflege aller bis dahin in diesen Punkten ganz indifferenten Völker.

So wurden politische Ideale geschaffen auf dem Wege der Antithese, die im menschlichen Geiste gegen die unbefriedigende Wirklichkeit aufsteht. Da wir diese Genesis des Ideals nun kennen, dürfen wir fragen: welches wird das politische Ideal Europas im zwanzigsten Jahrhundert sein?

Seit vielen Jahrhunderten vollzieht sich in Europa der Prozeß der Großstaatenbildung. Er vollzog sich in Großbritannien, wo das eigentliche England mit einer Anzahl kleiner Königreiche in die geschichtliche Entwicklung einsetzt, um dann auch noch Schottland und Irland in ein „Großbritannien“ einzubeziehen; er vollzog sich in Frankreich, das aus einer großen Anzahl

souverainer Fürsten- und Herzogthümer, Graffschaften und anderen Territorien allmählich, in einem Zeitraum von ungefähr sechshundert Jahren, zu dem Großstaate Frankreich erwuchs; er vollzog sich in allen anderen Großstaaten Europas. Die letzten zwei Staatenkomplexe, die in Europa zu einheitlichen Großstaaten zusammenschmolzen, waren Deutschland und Italien: es war der selbe Prozeß wie überall, nur mit der Variante, daß hier die Nationalitäts-Idee Vorspanndienste leisten mußte, um über die Kleinstaaterei hinüberzukommen. Nun leben wir in lauter Großstaaten. Sind wir deshalb glücklicher? Offenbar nicht. Denn unser Glück oder Unglück hat mit Kleinstaat oder Großstaat nichts zu thun. Wenn die Völker aber unzufrieden sind in Großstaaten, so denken sie nicht daran, daß Völker auch in Kleinstaat unzufrieden waren, sondern neigen zu der Ansicht, daß die Großstaaten dem Volkswohl nicht zuträglich sind. Und die Folge dieser Ansicht ist: man grübelt sich immer mehr in die Idee hinein, daß die Großstaaten an dem sozialen Nothstand, an all unserem sozialen Ach und Weh, schuldig sind. Auf diesem Wege aber entsteht allmählich ein neues politisches Ideal, das noch keinen allgemeinen Namen hat, das man aber doch schon in verschiedenen Ländern mit verschiedenen Namen bezeichnen hört. In Oesterreich nennt man es Föderalismus, in Deutschland nennt man es Partikularismus, in Italien Regionalismus, in England Home-Rule, — in Frankreich spricht man neuerdings bald von Provinzialismus, bald schlechtweg von einem Föderativsystem der „französischen Staaten“. Der allgemeine Name ist noch nicht da; aber die Idee taucht überall auf und ich fürchte keineswegs, von dem zwanzigsten Jahrhundert Lügen gestraft zu werden, wenn ich die Prophezeiung wage, daß sein politisches Ideal sein wird: Zurück zum Kleinstaat!

Ich habe dafür ganz merkwürdige Anzeichen. Ideen, die die Grundpfeiler der neuesten Großstaatenbildung waren, beginnen zu schwanken; Ideen, die man für wahr und daher für ewig hielt, beginnen in Mißkredit zu kommen. Es scheint langsam eine Ernüchterung einzutreten, wo noch eben heller Jubel und Begeisterung herrschten. Etwas wie Klagenjammerstimmung zieht durch die Welt. Man richtete sich neue große Wohnhäuser ein, palastartige; nun man in sie eingezogen ist, fühlt man sich darin nicht recht heimisch. Sie sind nicht wohnlich; ein Moderduft durchzieht sie, als ob man sich auf einem Friedhof angebaut hätte. Man dachte, in ein neues, helles, luftiges Haus einzuziehen, rings umtönt von Vogelklang und Liederklang: statt Dessen athmet man eine muffige, mittelalterliche Luft, als ob man in altes Gemäuer eingezogen wäre, wo seit Jahrhunderten nicht gelüftet wurde. Mir scheint, das neue große Palais hat die Erwartungen nicht erfüllt und die guten Leutchen sehnen sich hinaus, Jeder in sein altes, kleines, ruhiges, gesundes, luftiges, friedliches Heim. Mindestens erscheint es ihnen jetzt so rosig und von Sonnen-

glanz erfüllt, — im großen Prachtbau erfaßt sie plötzlich ein gewaltiges Schauern nach den Hütten, die sie einst bewohnten . . . es steigt in ihnen auf. neues politisches Ideal.

Denken wir an Italien. Wer hätte je glauben können, daß eine Zeit kommen würde, wo man dort der Idee der Nationalität oder, besser gesagt, der mit ihr verquidten Einheit-Idee den Krieg erklären würde? Italien das Land des langen, stürmischen Verlangens nach „Einheit“ im Namen der „Nationalität-Idee“, ist für diese Idee nun erkaltet und wendet sich von der Einheitstendenz ab. Kaum glaublich, — aber wahr. Vor mir liegt ein neues Buch von Celso Ferrari: *La Nazionalità e la vita sociale*. Was will der Verfasser? Er unternimmt eine Ehrenrettung der Nationalität-Idee. Wenn es in Italien schon einer neuen Erklärung und Rechtfertigung dieser Idee bedarf, dann sind die Dinge dort weit gediehen. Ferrari erzählt es uns übrigens in der Vorrede: „Das von unserer völkerrechtlichen Schule so feierlich verkündete Prinzip der Nationalität, das unser Volk so tapfer mit seinem Blute besiegelte, ist in Mißkredit gerathen . . .“ Daran trage meint er, der Umstand die Schuld, daß dieses Prinzip „bisher keine wissenschaftliche und positive Grundlage hatte.“ Nur in Folge dieses Mangels konnte es zu dieser „schändlichen politischen Komödie“ kommen, die es glücklich dahin brachte, daß „dieses edle soziale Streben eine Waffe wurde, um dem Militarismus neue und verhängnißvolle Erfolge zu verschaffen.“ Ferrari will nun diesem Mangel abhelfen und dem Nationalitätsprinzip eine „wissenschaftliche Grundlage“ geben. Zu diesem Zweck beweist er in seinem Buche, daß das Nationalitätsprinzip kein volks-egoistisches, sondern ein menschheitliches und fortschrittlich-humanes Prinzip sei, und nicht dem Völkerkriege, sondern der Völkerfreiheit dienen solle. Es mag an Dem, was er sagt, viel Richtiges und Wahres sein; uns interessirt aber heute hier nur die Thatsache, daß man in Italien es jetzt für nothwendig ansieht, das Nationalitätsprinzip zu vertheidigen. Dort scheint also das Gefühl allgemein zu herrschen, daß man durch die nationale Einheit nicht glücklich geworden sei. Das ist sehr interessant, aber auch erklärlich. Denn dort war ja die Nationalität-Idee nur eine Form des Freiheitstrebens und man war so vertrauensvoll, zu glauben, nationale Einheit sei Freiheit. Weil man darin sich gründlich täuschte, wendet man seinen Grimm gegen das „böse Nationalitätsprinzip“. Hier fest Ferrari mit seiner Vertheidigung ein. Er sagt ungefähr zu seinen Landsleuten: Ihr seid auf dem Holzwege! Nicht das Nationalitätsprinzip ist an Eurer Enttäuschung schuldig, sondern eine falsche Auffassung dieses Prinzipes; denn, richtig verstanden, ist „der Nationalitätskampf nichts Anderes als der Ausdruck des Kollektivwillens einer sozialen Gruppe gegen eine Regierung, die dem allgemeinen Empfinden der Nation widerstrebt, und der

„Ausdruck des Strebens, an ihre Stelle eine andere, diesem nationalen Empfinden mehr entsprechende Regierung zu setzen.“ Nun, diese Sophistik ist ja gut gemeint. Wir entnehmen ihr die Thatsache, daß die Italiener das Geschäft gern rückgängig machen möchten, — „redressiren“ nennt man Dies im Geschäftsverkehr; oder gar „storniren“? Diese italienischen Stimmungen gehen uns ja weiter nicht an. Ich wollte nur zeigen, daß gewisse Symptome auftauchen, nicht nur in Italien, sondern auch in Frankreich und vielleicht auch noch anderswo, die beweisen, daß die Großstaatenbildung die Völker nicht glücklich gemacht hat und daß sich nun die Ideen mit Vorliebe einem andern Zustande zuwenden, einem Zustande, der nach dem Gesetze des Gegen-satzes im Geiste ausgebildet wird und als der begehrenswerthere erscheint. Das heißt mit anderen Worten: es keimt in den Geistern ein neues poli-tisches Ideal, das wahrscheinlich im zwanzigsten Jahrhundert zur Reife kommen wird. Ob dieses Ideal verwirklicht werden wird? Darüber wollen wir uns einstweilen nicht den Kopf zerbrechen.

Graz.

Professor Dr. Ludwig Gumpłowicz.



## Der künftige Weltkongreß der Religionen.

Für die pariser Weltausstellung im Jahre 1900 ist bekanntlich auch ein Weltkongreß der Religionen geplant, ähnlich dem, der 1893 in Chicago stattfand. Dies Unternehmen wird von einer Gruppe religiöser Männer propagirt, an deren Spitze ein Abbé Victor Charbonnel steht, der gegen Ende des vorigen Jahres in Lausanne, Neuchâtel und Genf Vorträge hielt, um für diesen Kongreß zu werben. Die genfer Zeitschrift „La Semaine littéraire“ brachte einen Artikel des Abbé Charbonnel, worin er unter der Ueberschrift „La Suisse, pays d'âme religieuse“ seine in der Schweiz empfangenen Eindrücke schildert und in kurzen Zügen das von ihm mit so großem Eifer verfolgte Projekt des Weltkongresses der Religionen begründet. Er sagte, man habe ihn versichert, daß sich ein großer Theil des gebildeten Publikums in der Schweiz für religiöse Fragen lebhaft interessire, und Das habe ihn bewogen, dort eine Reihe von Vorträgen über den geplanten Weltkongreß zu halten. Er und einige seiner jungen geistlichen Freunde wollen den Versuch machen, eine weitherzige, liberalere, moderne Auffassung des überlieferten Katholizismus und des christlichen Glaubens herbeizuführen. Herr Charbonnel ist zwar nicht ohne Besorgniß, daß er durch seine Konferenzen die Geister verwirren, die Herzen beunruhigen könnte; er denkt an die Worte Renans: „Der schlichte Glaube ist der wahre und ich wäre untröstlich, wenn ich denken müßte, daß meine Worte auch nur einer einfältigen Seele